

Die Zelle West

Nr. 3

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1912

Schiefche.

Erzählung von Carl Ruffe.

Es war keine leichte Sache gewesen, aber sie war mit Glanz zu Ende geführt worden. Herr von Behr auf Brittsch blutete zwar wie ein abgestochenes Schwein, doch den Racker von Zahn war er los. Er hatte es nicht mehr ausgehalten und nachmittags dem Briefträger die Bestellung an Barbier Schiefche mitgegeben. Und Schiefche hatte sich in den schwarzen Rock geworfen, die Zange eingesteckt und das Eisenerz angelegt: man war das Herr von Behr schuldig! Im stoßweise daherkommenden Septemberwind haute ihm das Becken vor seiner Tür nachgeklappert. So war er, das stößten aus der Schiefelage alle paar Minuten gerade rückend, losmarschiert, und da er die erhoffte Fahrgeschwindigkeit nicht gefunden hatte, war es bei seinem Eintreffen in Brittsch schon dämmrig gewesen.

Nun war er entlassen. Hatte seinen Kaler in der Tasche und im Wagen einen Stogaf, der sonst nachwärnte. Es war gut, denn man wüßte draußen doch schon die Frische der Nacht.

Der Bogt schloß die Hofspforte hinter ihm ab. „Laßt Euch nicht vom Jan Sebda kriegen, Bartkraker,“ rief er ihm nach. „Das Luder lacht hier wieder rum!“

Und dann klapperten die Schlüssel. Schiefche hörte es noch, während er schon vorwärtsging.

Aber nach einigen Augenblicken blieb er stehen. Dusef, es war wirklich spät geworden! Und an den Jan Sebda hatte er auch nicht gedacht. He, he, das war eine dumme Geschichte. Als ob man im Mittelalter lebte und nicht im neuen Deutschen Reich, für dessen Glanz und Größe man seine Knochen zu Markte getragen hatte! Nun wurden sie nicht mal mit solchem Luder fertig. Seit Wochen steckte der Kerl in den Wäldern, stahl, überfiel harmlose Leute, kurz, führte ein richtiges Räuberleben. Alle Gendarmen hekten hinter ihm drein, und keiner bekam ihn. In der Stadt schreckten sie schon die Kinder mit ihm... Gott, ja in der Stadt hatte man leicht lachen! Aber wenn man hier nachts vor dem dunklen Walde stand.

Eine dicke schwarze Masse lag dieser Wald da: wie eine finstere Wand schob er sich in die Dämmerung hinein.

Schiefche sahte unwillkürlich nach dem Kaler in seiner Tasche. Vielleicht kam doch noch ein Fuhrwerk, das ihn mitnahm. Aber als er

eine Weile vergebens gelauscht hatte, suchte er die Riefeln und gab sich einen Stuck. Sein Stopp, der für gewöhnlich schief nach rechts hinüberlag, richtete sich gerade, und ohne weiteres Besinnen marschierte er auf den Wald wie auf eine feindliche Schanze los.

Es war ja lächerlich! Erl Schiefche! Der Held von Polajewo! Der einzige, der hier das Eisenerz Kreuz hatte!

Wenn man erst im Walde drin war, er schien er auch nicht halb mehr so finster wie aus der



Moses Heg.

ferne. Und der Jan Sebda konnte doch schließlich nicht überall sein! An drei Orten zugleich wollten ihn die Leute zwar tagtäglich gesehen haben, aber das war die Angst, die aus jedem Strauch einen Mann machte, die Angst, die alles ins Riesenhafte vergrößerte, die Angst, die heimlich in einem saß und nur auf den Augenblick wartete, wo sie auffpringen konnte.

Aber Angst hatte er nicht -- i, woher denn? Es war ihm doch gleichsam amtlich bescheinigt, daß er ein tapferer, furchtloser Mann war. Und komisch, was so ein kleines Stück Eisen wie das Kreuz hier ausmachte! Es fremvelte einen vollständig um...

Bacholderbüsche wuchsen am Wege und wählten nach dem Wanderer. Schiefche sah sie nicht. In kurzen Pausen ließ ein Rauschen dro-

ben durch die Wipfel. Schiefche hörte es nicht. Er ging mentwegt vorwärts und maßte die alten schweren Steine... etwas bedrückte ihn womit er seit vielen Jahren schon nicht zurechtkam, wonach er doch aus guten Gründen keinen fragen konnte und wollte.

Nach dem Kriege hatte es angefangen. Ganz allmählich hatte es sich in seine Gedanken gebohrt. Er hatte doch nun den Orden, er war ein Held. In jedem Sedantag hörte er es im Kriegerverein von neuem. An allen patriotischen Festen war er mit einem Male eine Hauptperson... er, um den sich früher kein Mensch gekümmert hatte. Und jeder wollte von ihm persönlich hören, wie die Geschichte damals gewesen war. Er erzählte auch... ganz verzweifelt hatten sie um das einzelne Geböß gekämpft, dreimal waren sie abge schlagen worden, aber es müßte nichts, sie müßten es haben. Und zum viertenmal Sturm wie die Affen waren sie an der Mauer hochgeklüffelt, keuchend, verischwitzt, doch kaum daß eine Schmutzige sich über dem Rand zeigte, pfliffen auch schon die Mägel. Abm zuerst war es gelungen, auf die Mauer zu kommen... vielleicht weil die Pfeilerkrönung ihn schützte... und dann runter in den Hof. Im nächsten Augenblick sprangen ihm ein Dutzend Kameraden nach, die anderen folgten, noch ein kurzes Sandgemenge und wilder Wirrwarr, dann ergaben sich die Leinde.

Wie am Schnürchen schnürte er das herunter. Und hatte doch immer das Gefühl, als wenn er nur einen Traum erzählte, etwas wunderbar Unwirkliches. Wenn er angestrengt nachsah, so tauchte aus Nebelgewoge eine grell von der Sonne beschienene Landstraße vor ihm auf, dann, undeutlicher schon und verischwindend, ein Geböß. Und weiter? Ja, es war kommandiert worden wie immer, und wie immer hatte er getan, was die anderen taten... hatte geschossen, war brüllend vorgelaufen, war an der Mauer emporgeklüffelt. Oben stehen bleiben konnte er nicht, so hatte er sich hinterplumpfen lassen. Es ging ja gar nicht anders. Und hatte den Dusef gehabt, daß ihn die Kerle nicht trafen.

Er selber wäre auch nie auf den Gedanken gekommen, daß er etwas Besonderes vollbracht hätte. Aber auf die Mannschaft entfiel ein Eisernes Kreuz, und weil er der Erste im Hof gewesen war, so bekam er es.

Seitdem war er nicht mehr er selber. Das Kreuz stellte die Vorstellungen, die er von sich hatte, einfach auf den Kopf. Wisber war alles höchst klar gewesen. Die Gespielen im schlesischen Heimatsdorf hatten es gleich herausgehakt: er, Schliesche, war ein Angsthase, ein Feindweier . . . einer, der nie mitmachte, wenn Gefahr drohte . . . ein Drückeberger und Feigling. Schön das war mal so, und es mußte auch solche Leute geben. Er konnte nichts dafür, daß ihn oft eine jämmerliche Furcht erfaßte.

Noch bei der Kriegserklärung hatten ihn heimlich alle Glieder geschlottert. Und dann — plötzlich — sollte er ein Held sein, ein Tapferer, ein Schlachterprobter! Ganz Polajewo scholl von seinem Ruhm wider; das Kreuz bestätigte ihn. Der mich trägt, schien es jedem zu sagen, ist zwar ein ruhiger Bürger, aber er kann auch schrecklich sein — schrecklich!

Mit einer zwingenden Macht drang diese allgemeine Anschauung auf ihn ein; sie legte sich wie ein neuer Grund unter seine Füße. Alle hatten sich geirrt — er selber, die Dorfbuben. Es war mit einem Male nicht mehr wahr, was zwanzig Jahre wahr gewesen war! Schliesche war kein Angsthase, Schliesche war ein Held.

Aber manchmal, allein, in Dämmerstunden und auch sonst, ward ihm ganz dünn und wuschelig. Dann bekam der neue Glaube ein Loch und wollte von ihm abfallen wie ein schlecht angehefteter Orden, und eine innere Stimme redete auf ihn ein, daß ja doch alles nur ein spleeniger Zufall gewesen sei. Er wand sich darunter her und hin, er wußte selber nicht mehr, wer und was er eigentlich war, ob er seinen heroischen oder schwachen Stunden glauben sollte, er verlor sich selbst und den Weg unter seinen Füßen. Seine ganze naive Weltanschauung geriet darüber ins Wanken. Das er nun in den Zeitungen von neuen kriegerischen oder sonstigen Heldentaten, so glaubt er es nicht mehr schlicht-gläubig hin wie früher, sondern immer kam hinten herum ein leiser Zweifel, der auch den grünlsten Vorbeer benagte: Wer weiß, was eigentlich dahinter steckt! Und da der Zweifel der Anfang aller Philosophie ist, so war Schliesche auf dem besten Wege, ein Philosoph zu werden. Verstehst dich, soweit das in einer Barbierstube von Polajewo möglich ist.

Das Schlimmste war: er konnte sich keinem anvertrauen. Denn damit hätte er ja nur sein eigenes Renommee vernichtet. So schleppte er sich auf eigene Faust aus der Bibliothek Bücher heran, die von Kriegen und Siegen, Helden und Heeren handelten, so daß er allmählich ein kunterbuntes historisches Wissen in seinen Gehirnkasten aufstapelte. Aber was er auch las: immer war da nur ein halber Glaube, immer das heimliche Mißtrauen, das ihm die ganze Welt verrückte. Weiß war nicht weiß, schwarz nicht schwarz, groß nicht groß mehr — steuerlos trieb er hin wie ein vom Strom Entführter, der frampfhast die Beine ausstreckt und keinen Grund findet.

Einmal hatte er dem ersten Professor vom Gymnasium, der sich öfters bei ihm rasieren ließ, eine Andeutung gemacht. Nur so im allgemeinen . . . der Professor hatte gerade die heldenhaften Türken gepriesen, die damals den Griechen das Kell gerbten. Und er, Schliesche, — während er mit Daumen und Zeigefinger die Nase des Kunden gefaßt hielt und sie vorsichtig nach rechts führte, um an die linke Wacke zu kommen —, hatte gemeint: aus alledem könne man wohl nichts schließen. Der Zufall spielte da doch eine große Rolle. Und überhaupt . . . wenn man so in die Seele von Helden blicken könnte, da würde man vielleicht Kurioses finden. Manche würden am Ende aus lauter Angst Helden . . .

Unter dem scharfen Messer hatte der Lehrer nichts zu erwidern gewagt. Aber nachher legte

er los: „Was reden Sie da zusammen, Schliesche! Zufall ist Unsinn! Zufall kann vielleicht einmal vorkommen, aber schon das zweitemal ist es kein Zufall mehr. Die Weltgeschichte ist das Weltgericht. Das ist bei ganzen Völkern so wie beim einzelnen! Ob einer vorher Vange hat, ist ganz egal. Hauptsache, was im entscheidenden Augenblick als Tat herauspringt. Vielleicht hat Cäsar Sie wissen schon, der Römer — damals am Rubikon auch gebibbert. Aber er ist rübergegangen . . . rübergegangen, Schliesche! Sie bringen uns sonst ja die ganze Weltgeschichte in Unordnung. Ne, Held ist Held — machen Sie keinen Unsinn.“

Er lachte. „Sie müssen das doch von sich selbst wissen. Sie waren ja damals auch der Erste . . .“

„Natürlich, natürlich,“ hatte Schliesche gesagt und war rot geworden.

Aber ganz beruhigt war er nicht. Es kam immer wieder. Und er würde ins Grab sinken, ohne recht zu wissen, wer nun eigentlich recht hatte, und was er selber war.

Bequemere hatte es übrigens ein Held nicht. Jetzt zum Beispiel . . . als bescheidener und ängstlicher Barbier hätte man in Brittsch um einen Begleiter bitten können. Wenn sie zehnmal gelacht hätten! Aber wo man das Kreuz hatte, ging das einfach nicht. So eine durfte doch keine Angst haben!

Er brummelte vor sich hin und feußte. Dann hob er den Blick. Ein ganzes Ende mußte er schon marschiert sein. Der Weg begann nun zu sinken — lachte nach der Wolfskute zu . . .

Ne . . . Angst hatte er gar nicht. Da vorn zum Beispiel — das war doch ein Wacholderstrauch und nichts weiter. Ob er sich auch merkwürdig bewegte.

Das tat der Wind . . . der Wind, der sich jetzt droben in die Wipfel warf. Still! — ätzte ja jemand? — Er vertanzte den Schritt. Aber nein: es war ein Mist, der geknarrt hatte. Wie eine Menschenstimme konnte solch ein Mist manchmal feuzen. Ordentlich schaurig im Dunkeln!

Und plötzlich, als erstarrte sein Blut, blieb er in jähem Schreck stehen. Unweit von ihm scholl ein Wellen . . . überlaut, dröhnend, mit Gewalt die Stille zerreißen. Ihm war, als rauschte es in den Büschen, wie wenn da einer heftig durchbräche.

Er zitterte am ganzen Leibe. Was war das? Ein Hund? Wie kam hier ein Hund her? Jetzt mitten im späten Abend . . . ?

Oder war es das warnende Schmälen einer Rieche, das kurze Schrecken eines Rehbocks gewesen?

Er hielt den feuchenden Atem zurück. Er horchte. Nein, es wiederholte sich nicht. Aber während er so stand und lauschte, kam das heimliche Leben des nächtlichen Waldes auf ihn zu, das er bisher nicht vernommen hatte.

Links . . . rechts ein elektrisches Sinistern, als ob Funken durch trockenes Heilig sprängen. Oder auch, als ob etwas leise . . . leise näher schliche.

Und jetzt pfiß es . . . mit einem unheimlichen, siependen Pfeifen.

Gott im Himmel, was jährlich da? Was pfiß da?

Näh zuckte er zusammen. Vauilos fast, mit ganz weichen Flügel schlägen flog eine Ente über ihn hinweg. Sie mußte wohl in der Nähe bleiben. Denn bald darauf wieder das Ziepen . . . ohne Unterbrechung . . .

Er zählte mit . . . zehn, elf . . . zwanzig . . . Mechanisch fast, während er stand und zitterte.

Plötzlich hörte es auf. Ganz still . . . nichts mehr. Das war noch furchtbarer.

Und da drüben . . . das war doch ein Mensch! Da duckte sich doch einer! Maachte es

nicht, wie wenn jemand einen Rehbock spannte?

Jemand? Wer?

Jan Hebda — !

Wie ein Blitz zuckte der Name in ihm auf. Seine Glieder spannten sich bis zum äußersten und bohrt sich in das Dunkel. Dort . . . dort lag er . . . auf der Lauer . . . niedergeduckt . . . schußfertig.

Mit einem einzigen Satz war Schliesche hinter einem Baumstamm. In rasender Schnelligkeit rollten sich Bilder vor ihm ab, tauchte alles auf, was er gehört hatte.

„Laßt Euch nicht vom Jan Hebda kriegen!“ So der Vogt. „Das Luder lachst hier wieder rum . . .“ der Mäurer, der Weiber überfallen, Männer verfolgt hatte, den kein Gendarm bekam . . . und da drüben, da drüben . . . Warum schloß er noch nicht? Warum quälte er ihn so lange? Laß er überhaupt noch am alten Fleck? Und hinter ihm . . . Klingelte es da nicht im Gehör? Kam da das Knistern im Strauch nicht näher . . . näher?

Der Mäurer wollt' ihn beschleichen! Hinten herum beschlich er ihn!

Mit halbem Schrei, die Hände nach vorn gestreckt, fing Schliesche wie gehebt zu laufen an. Er rannte blind vorwärts. Er raste davon. Er riß sich an Büschen. Er stolperte. Er fiel über Wurzeln. Er raffte sich empor und jagte weiter.

Die Angst . . . die Angst, die in seinem Herzen saß, war aufgesprungen. Das kleine graue Männchen, das sonst kaum mehr zu muken und zu zuden wagte, — hier im dunklen Wald, war es in einem einzigen unbewachten Augenblicke freigeworden wie früher . . . ein grauer Riese, der ihm an der Kehle hatte, ihn schüttelte, hekte.

Zweige peitschten in sein Gesicht. Einmal hörte er es über sich wie ein erschrockenes Klattern. Nein — er sah und hörte überhaupt nichts, er raste nur vorwärts, während alle Pulse an ihm klopfen, hämmerten, arbeiteten.

Bis der Wald sich lichtete. Bis drüben die ersten Laternen von Polajewo anflauchten.

Erst da müßigte er den feuchenden Laut. Das Herz wollte nicht mehr mit. Alles an ihm flog. Die Beine zitterten. Wie eine nur noch lose am geknickten Stengel haftende Mohlkapsel lag der kleine Kopf ganz schief nach rechts hin über.

Als müße er fühlen, ob er auch noch heil und vollständig wäre, tastete er an sich herum. Es war alles gut . . . alles gut! Bloß das Eisene Kreuz fehlte. Das war wohl von entgegenlagenden Nestern abgerissen worden. Gleichgültig, wo es lag! Das bekam man wieder.

Nur erst draußen sein . . . auf der freien Chaussee vor der Stadt! Gottlob, daß da die Lichter schon schienen und der Wald sich öffnete.

Langsam kam er wieder zu Atem. Er ging weiter. Der Waldrand schob sich immer näher heran.

Aber mit einem Male . . . als ob er sich eben von der Erde erhoben hätte . . . stand da Einer. Ganz vorn am Waldrand. Mitten im Weg.

Das war kein Strauch. Das war ein Mensch. Ein Stoffälche oder Knecht oder sonstwas.

Entsetzt wich Schliesche zurück. Der kalte Schweiß trat ihm auf die Stirn. Hinter ihm der Wald . . . der dunkle, fürchterliche. Zurück konnte er nicht. Und vor ihm der Sterb . . . der Sterb, der jetzt auf ihn zukam.

„Was wollen Sie?“ schrie er heiser von Angst und unklammerter Frampfhast die Gänge in seiner Tasche.

Und als ob ihn dies retten könne: „Ich bin der Barbier Schliesche aus Polajewo. Wollen Sie noch nach Brittsch?“

Aber der andere schien die Frage gar nicht zu hören. „Guter Herr,“ sagte er bettelnd und nahm demütig die Milche ab. . . . „Wenn Sie vielleicht was zu essen hätten!“ Und abgebrochen, schwer nach den deutschen Worten juchend: er hätte solchen Hunger.

Da ließ Schließe die Bange fahren. Ein Wetzler . . . so ein Kerl! Hier nachts am Wald! Gehener war das nicht. Und mit fabriker Hast suchte er ein paar kleine Münzen zu sammeln.

(Zählung 106. 11.)

Die moderne Immunitätsforschung.

Von Georg Wolff.

(Zählung)

Der Pariser Immunitätsforscher Elias Metchnikoff hat zuerst darauf hingewiesen, daß die weißen Blutkörperchen die Fähigkeit haben, körperfremde Bestandteile in ihrem Innern aufzunehmen, aufzufressen und hat sie wegen dieser für die Erhaltung des Lebens hochwichtigen Eigenschaft „Phagozyten“, d. h. Fresszellen, genannt. Außer den mit Eigenbewegung ausgerüsteten weißen Blutkörperchen kommt noch manchen unbeweglichen Zellen des Körpers die Eigenschaft zu, fremdartige Bestandteile, so vor allem auch eingedrungene Bakterien in ihrem Leib aufzunehmen und dort, wahrscheinlich mit Hilfe einer besonderen Absonderung ihres Protoplasmas, zu vernichten. Die wichtigsten dieser Fresszellen sind aber die weißen Blutkörperchen, die als Schutzmannschaft des ganzen Organismus fungieren. Sobald an irgendeiner beliebigen Stelle ein Fremdkörper eingedrungen ist, wandern von allen Seiten massenhaft weiße Blutzellen aus, um sich an der gefährdeten Stelle anzusammeln und gegen den Eindringling einen offenen Krieg zu führen. Es brauchen nicht immer Parasiten zu sein, die die weißen Blutzellen anlocken, auch andere Fremdkörper werden bald von einem dichten Wall von Fresszellen umgeben. So beobachtet man regelmäßig daß Seidenspäden, die etwa von einer Operation im Körper zurückgeblieben sind, von den Phagozyten eingeschlossen und durch einen dichten Wall von dem normalen Gewebe des Körpers abgegrenzt werden. Von größter Wichtigkeit ist diese Eigenschaft der weißen Blutzellen den krankheitserregenden Bakterien gegenüber; in vielen Fällen unterliegen sie dem Angriff der Phagozyten, sterben ab und können dadurch ihren verderbenbringenden Einfluß nicht weiter ausüben. Metchnikoff ist der Ansicht, daß die Phagozytose das Hauptabwehrmittel des Körpers ist, daß Immunität im wesentlichen durch die Tätigkeit der Fresszellen hervorgerufen wird und auch bei der Immunität einer bestimmten Krankheit gegenüber, etwa den Pocken, gewisse spezifische Absonderungen der Phagozyten die Hauptrolle spielen.

Zweifellos sind die Phagozyten wegen ihres Fressvermögens für die Vernichtung pathogener (krankheitserzeugender) Keime von großer Wichtigkeit; das haben die scharfsinnigen Beobachtungen Metchnikoffs mit Sicherheit erwiesen. Dennoch kann der Schutz des Körpers nicht ausschließlich in der Phagozytose gesucht werden. Manche Parasiten stoßen in lebendem Zustande die Fresszellen vollkommen ab, werden hingegen durch gewisse im Blutserum gelöste Stoffe abgetötet; erst die abgetöteten Bakterienkörper werden dann von den Phagozyten angenommen und fortgeschluckt. Es müssen also auch im Blutserum Stoffe vorrätig sein, die zum Schutze des Körpers gegen Bakterien und deren Giftprodukte dienen. Ueber die Art und Wirkungsweise der im Blutserum gelösten Schutzstoffe hat Ehrlich eine sehr geistvolle Anschauung, die berühmte Seitenkettentheorie,

ausgearbeitet, die von den meisten Immunitätsforschern heute übernommen ist und dazu dient, die zum Teil sehr komplizierten Vorgänge der Immunität zu erklären.

Man unterscheidet danach zunächst Antitoxine im Blutserum, Stoffe, die durch die Bakteriengifte, die Toxine, erst veranlaßt werden. Wie können wir uns nun die Entstehung der Antitoxine erklären? Dazu soll die Ehrlichsche Seitenkettentheorie dienen. Ehrlich nimmt an, daß die Zellen unseres Körpers aus einem Hauptkern und aus mehreren Seitenketten bestehen, Atomgruppen, denen die Aufnahme der verschiedenen Nährstoffe vor allem zufällt. Diese Seitenketten sind so eingerichtet, daß immer bestimmte Atomgruppen der Nährstoffe usw., die im Blute kreisen, mit ihnen eine feste Verbindung eingehen; nur diese Nährstoffe können auf die Zellen wirken, alle anderen sind wirkungslos, weil sie von den Zellen nicht festgehalten werden. Ähnlich verhält es sich mit den Toxinen, den giftigen Leibesprodukten der Bakterien; sie können ihre giftige Wirkung nur dann entfalten, wenn sie von einer Seitenkette der Zelle festgehalten werden und dadurch ihren Einfluß auf die Zelle selbst ausüben können. Wenn die Seitenketten gesättigt sind, werden sie als unbrauchbar von den Zellen abgelassen und zirkulieren alsdann in den Körperflüssigkeiten, vor allem im Blute. Dadurch, daß bestimmte Bakterientoxine reizend auf die Zellen wirken, kommt es oft zu einer sehr reichlichen Produktion von Seitenketten, reichlicher noch, als für die Bindung der Toxine nötig ist. Auch diese freien Seitenketten können abgelassen werden und zirkulieren frei im Blute; sie sind alsdann imstande, Bakterientoxine in den Säften an sich zu reißern, und erreichen damit, daß die Toxine nicht auf die Zellen selbst reagieren. Die freien Seitenketten wirken also als Antitoxine, als Gegengifte, indem sie die schädlichen Toxine in den Säften fest verankern. Wenn solche Antitoxine (die ursprünglichen Seitenketten der Zellen) lange Zeit im Blute kreisen, bewirken sie für die Dauer dieser Zeit Immunität gegen die Krankheit, deren Bakterientoxine ihre Ueberproduktion veranlaßt haben. Eine solche Immunität, die sich nur auf eine ganz bestimmte Krankheit bezieht, nennt man eine spezifische Immunität.

Wir wollen uns mit der Seitenkettentheorie nicht zu ausführlich befassen, da sie zu den schwierigsten Kapiteln der theoretischen Medizin gehört. Wenn man auch nicht imstande ist, die als Antitoxine bezeichneten Stoffe chemisch darzustellen, so kann man ihre Anwesenheit doch biologisch beweisen. Man kann zeigen, daß sich im Reagenzglas die Verbindung zwischen Toxin und Antitoxin lösen läßt und das Toxin dadurch wieder zur vollen Wirksamkeit gelangt; an der Existenz einer zehnerfachen neutralisierenden Stoffes, eben des Antitoxins, im Blute kann also nicht gezweifelt werden.

Die angeborene Immunität mander Tiere gegen gewisse Krankheitsgifte, etwa der Schweine gegen Schlangengift, der Säbner gegen Starrtrampgift usw., kann man mit Hilfe der Seitenkettentheorie erklären. Man muß annehmen, daß in diesen Fällen einer angeborenen Immunität die Toxine nicht auf geeignete Sättigungsgruppen, Seitenketten der Zellen stoßen.

Die Toxine kreisen im Blute, können aber auf die Körperzellen nicht wirken, weil sie von ihnen nicht festgehalten werden. Man sieht, es lassen sich mit dieser Theorie, so kompliziert sie auch scheinen mag, manche rätselhaften Immunitätserscheinungen erklären; es ist dies der Grund, warum sie heute von den meisten Forschern angenommen ist.

Zweites finden sich im Blutserum Stoffe, die eine Zusammenballung der Bakterien (eine Agglutination) veranlassen: sie heißen deshalb

Agglutinine. Auch sie gehören zu den im Blute gelösten Schutzstoffen, die durch den Angriff der Bakterien zu reichlicher Neubildung veranlaßt werden, wenn ihnen auch nicht eine gleiche Bedeutung wie den Antitoxinen im Kampfe des Körpers gegen die parasitären Eindringlinge zukommt. In geringer Menge finden sie sich schon im normalen Blutserum, von Bedeutung werden sie aber erst, wenn sie einen spezifischen Charakter annehmen. Im Blute von Typhus- oder Choleraerkranken finden sich Agglutinine von so starker Konzentration, daß in einer tausendfachen und noch stärkeren Verdünnung das Serum die Eigenschaft behält, Typhus- bezw. Choleraerkrankungen zur Agglutination, zur Zusammenballung, zu bringen; aber auch nur diese Parasiten. Auf andere Bakterien wirken die Maktora nicht agglutinierend. Es handelt sich also wieder um eine spezifische Immunitätserscheinung. Weniger für die Therapie als für die Diagnostik ist diese spezifische Agglutination von großer Wichtigkeit, da sie uns ermöglicht, aus dem Blutserum eines Erkrankten die Diagnose „Typhus“ oder „Cholera“ mit aller Sicherheit zu stellen. Tatsächlich wird die Agglutinationsprobe zur Sicherung der Diagnose oft angestellt.

Den Agglutininen ähnliche Stoffe des Blutserums sind die Präzipitine; das sind ebenfalls im Blutserum gelöste Stoffe, die die Ausfällung von Eiweiß einer bestimmten Art bewirken. Während die Agglutinine nur die unveränderten Bakterienkörper zum Zusammenballen bringen, fällen die Präzipitine bestimmte gelöste Eiweißstoffe aus. Auch diese Reaktion erfolgt streng spezifisch, z. B. in der Weise, daß das Serum eines Tieres, dem Frauenmilch, d. h. eine bestimmte menschliche Eiweißlösung, eingespritzt ist, noch in sehr starken Verdünnungen die Eiweißkörper der Frauenmilch ausfällt, aber nicht die der Stuhmilch, der Stutenmilch oder der gleichen. Das mit einer bestimmten Eiweißart vorbehandelte Serum wirkt also streng spezifisch nur auf diese Eiweißarten. Die Präzipitinreaktion ist in der gerichtsarztlichen Praxis von großer Wichtigkeit geworden, da man mit ihrer Hilfe leicht im Hände ist, Menschenblut in feinsten Verdünnungen nachzuweisen, desgleichen Pferdeblut von anderem zu unterscheiden, auch wenn nur sehr geringe Quantitäten zur Verfügung stehen. Man braucht nur einem anderen Tier, etwa einem Stauindchen, Menschenblut einzuspritzen; das Stauindchen Serum hat dann die Eigenschaft gewonnen, noch in stärksten Verdünnungen von Menschenblut eine Ausfällung, eine Präzipitierung der Weisseiweißstoffe zu bewirken. Zwischen sehr nahe stehenden Tierarten läßt sich die Präzipitinreaktion nicht verwenden, da die Eiweißkörper des vorbehandelten Serums mit denen der zu untersuchenden Eiweißlösung dann zu nahe verwandt sind, eine Ausfällung infolgedessen nicht bewirken. Man kann daher diese serologische Methode auch zur Bestimmung von Stauindchenunterschieden benutzen.

Eine sehr wichtige Rolle im Abwehrendienst des Körpers spielen Stoffe des Blutserums, die dadurch ausgezeichnet sind, daß sie körperfremde, feindliche Substanzen zur Auflösung bringen, deshalb Bakteriolytine, wenn sie Bakterien auflösen, oder Hämolysine, wenn sie fremde Blutzellen lösen, geheißen. Wie wir es eingangs schon ähnlich von den Antitoxinen beschrieben, können auch die Bakteriolytine als Seitenketten der Körperzellen nur dann auflösend auf die feindliche Bakterienzelle wirken, wenn Seitenkette und Bakterienzelle zueinander passen, sich fest verankern lassen. Sie sind aber insofern von den einfachen Seitenketten, den Antitoxinen, unterschieden, als zu ihrer Aktivierung (Betätigung) noch ein besonderer Stoff im Blute vorhanden sein muß, das sogenannte Komplement

Shrlibs. An der einen Kaffstelle nehmen nämlich diese Seitenketten die passende Bakterienzelle auf, an der anderen das Komplement und vermögen nun erst ihre auflösende Wirkung auszuüben; sie wirken bakterizid, d. h. bakterienabtönd, bezw. hämolysierend, d. h. blutförperchenauflösend, je nach ihrer besonderen Natur. Charakteristisch für sie ist, daß sie zwei Gruppen annehmen, den Bakterienleib und das Komplement; deshalb hat sie Ehrlich „Ambozeptor“ (ambo = zwei) genannt, während die Antitorine sich nur mit einer Gruppe verbindet, nämlich dem Toxin, und deshalb einfach Rezeptoren genannt werden.

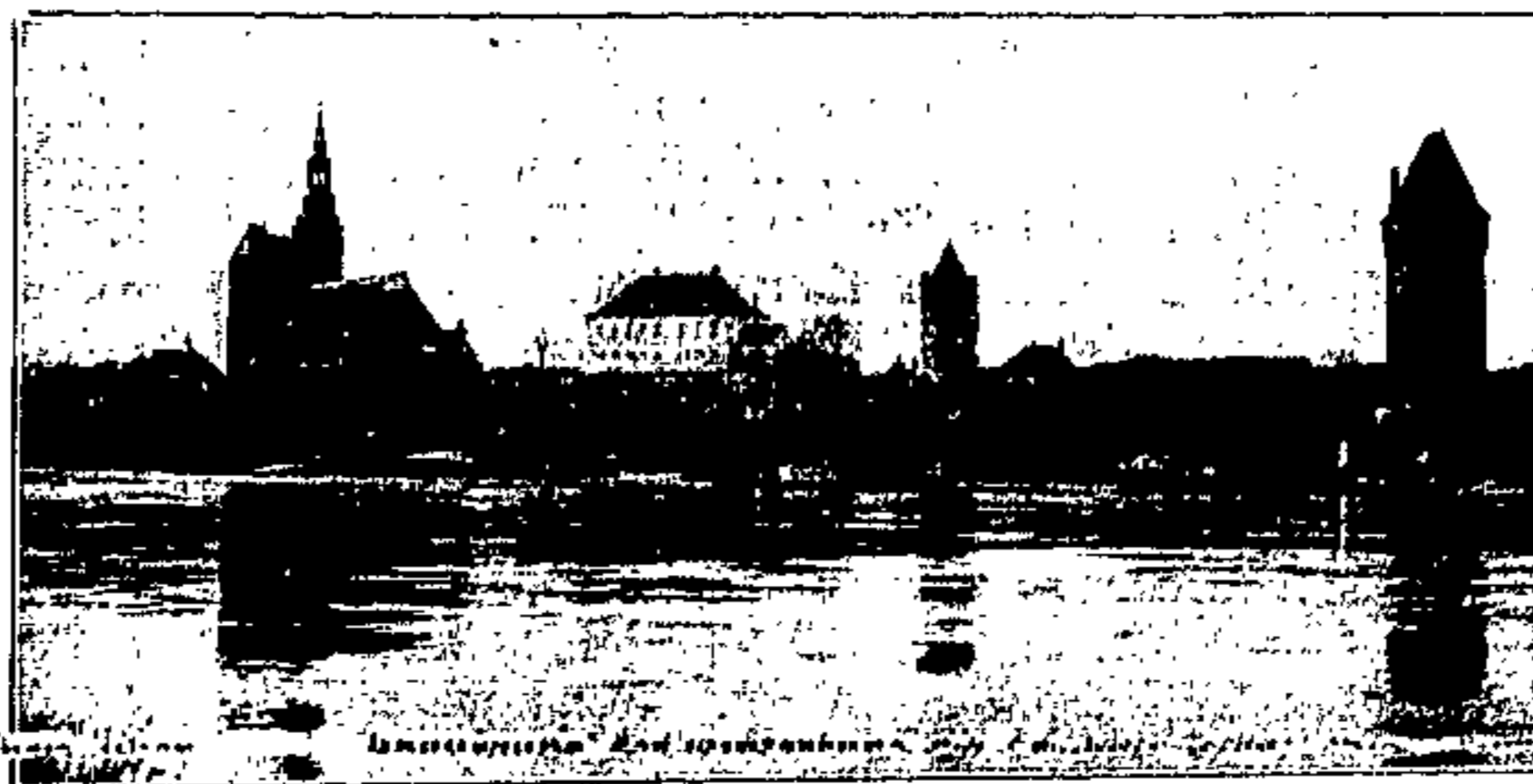
Nach dem Ueberstehen vieler parasitärer Krankheiten entsteht eine spezifische Immunität, die durch solche Bakteriolytine (Bakterienlöser) hervorgerufen ist. Die Wirkung, die auch im Reagenzglas nachgeprüft werden kann, tritt aber nur ein, wenn außer den Bakteriolytinen genügend Komplemente vorhanden sind; denn erst sie aktivieren die ersteren. Wenn man solches Serum im Reagenzglas erwärmt, verliert es seine bakterizide Wirkung, weil das sehr empfindliche Komplement sofort zugrunde geht. Das Serum wird inaktiv (unwirksam); es kann nun von neuem aktiviert werden, wenn man frisches Komplement zusetzt. — Außer diesen bakterienauflösenden Stoffen finden sich schon im normalen Blutserum Substanzen, die gegenüber den Blutkörperchen eines artfremden Tieres auflösend wirken. Man nennt sie Hämolysine (Blutlöser). Auf der Tätigkeit dieser Stoffe beruht die Giftigkeit fremden Blutes. Der Gehalt des normalen Blutserums an Hämolysinen kann man durch geeignete Vorbehandlung leicht erhöhen werden. Zur Erläuterung wollen wir ein Beispiel wählen. Schon im gewöhnlichen Kaninchenblut finden sich in geringerer Menge Hämolysine, die die roten Blutkörperchen eines fremden Blutes, z. B. Hammelblutes, aufzulösen vermögen.

Zurist man nun dem Kaninchen Hammelblut ein und wiederholt man diese Prozedur mehrere Male, so bilden sich in seinem Blutserum immer mehr Hämolysine. Ihre Vermehrung ist aus Zweckmäßigkeitsgründen nötig, da das Kaninchenblut sich der fremdartigen Blutkörperchen erwehren muß. Auf diese Weise kann man den Gehalt der Hämolysine im Kaninchenblut schnell so konzentrieren, daß es noch in stärkster Verdünnung, etwa tausendfacher, die roten Blutkörperchen des Hammels im Reagenzglasversuch zur Auflösung bringt. Die Hämolysine wirken dann spezifisch, d. h. ihre Wirkung erstreckt sich nur auf eine bestimmte Blutart, in unserem Beispiel auf Hammelblut.

Die blutaflösende Wirkung des normalen und noch mehr des vorbehandelten Serums ist in der praktischen Verwertung der Immunitätsforschung von größter Wichtigkeit geworden. Die Wassermannsche Reaktion, die aus dem Blut die Diagnose der Syphilis zu stellen ermöglicht, gründet sich auf diesen Ergebnissen. Wir erwähnten schon vorher, daß die Bakteriolytine des Blutserums nur bei Anwesenheit eines bestimmten Ergänzungstoffes, des Komplementes, ihre Wirkung auszuüben vermögen. Genau so verhalten sich die Hämolysine; auch sie müssen erst durch ein Komplement aktiviert, d. h. zur Tätigkeit veranlaßt werden. Solche Komplementstoffe finden sich in jedem normalen Blutserum, gehen allerdings schon durch geringe Schädigungen zugrunde, viel eher als die auch im Serum gelösten Bakteriolytine oder Hämolysine. Das Prinzip der Wassermannschen Reaktion ist folgendes: Im Blut des an Syphilis Erkrankten finden sich, auch wenn viele Jahre seit der ersten In-

fektion vergangen sind, Syphilitisantikörper, Stoffe, die der Körper zur Verteidigung auf den Angriff der Syphilitisreger gebildet hat. Auch diese Antikörper reizen Komplement an sich und verhindern daher in einer geeigneten Versuchsanordnung die Auflösung der Blutkörperchen eines beliebigen Tieres, etwa des Hammels, durch das entsprechend vorbehandelte hämolysinhaltige Serum; denn die Hämolysine (Blutlöser) treten nur in Tätigkeit bei Anwesenheit von Komplementen. Diese werden aber durch die Antikörper der Syphilis, die sich im Blutserum des daran Erkrankten finden, festgehalten und können darum insfolgedessen ihren Einfluß nicht auf die Auflösung der dazu bestimmten roten Blutkörperchen ausüben.

Eine gewisse Menge roter Blutkörperchen mit dem zu ihrer Auflösung ausreichenden Blutserum bezeichnet man als ein hämolysierendes System. Es dient vorwiegend diagnostischen Zwecken beim Nachweise veralteter Infektionskrankheiten und ist deshalb von so großer Bedeutung, weil es eine bestimmte Diagnose zu stellen gestattet, auch wenn die Erreger der Krankheit längst nicht mehr nachzuweisen sind. Das Serum eines Syphilitisranken hindert also aus den angegebenen Gründen die Auflösung



Am Wasser.

der roten Blutkörperchen in einem hämolysierenden System, weil es die Komplemente mit Beschlag belegt, während der Zusatz normalen Blutserums eine solche Hemmung nicht veranlaßt. Denn im Serum des Gesunden finden sich keine typischen Antikörper, die Komplemente zu binden vermögen und bei Benutzung eines hämolysierenden Systems die Auflösung der Blutkörperchen hemmen. Die Wassermannsche Reaktion gehört heute zu unseren wichtigsten diagnostischen Hilfsmitteln, sie wird in allen Ländern angestellt und ist ein Beweis für den großen praktischen Nutzen, den die moderne Immunitätsforschung bisher schon gebracht hat.

Moses Heß.

Von A. Demmer.

Der deutsche Sozialist, dessen heute, an seinem hundertsten Geburtstag, zu gedenken ist, darf als der erste Vorkämpfer sozialrevolutionärer Ideen im eigentlichen Deutschland bezeichnet werden. Denn Wilhelm Weitlings Arbeiteragitation beschränkte sich auf die Verbreitung des Sozialismus unter den deutschen Arbeitern im Ausland, allerdings auch einem Ausland mit überwiegend deutscher Bevölkerung, der Schweiz. Im deutschen Bund aber ist niemand eher als Moses Heß dafür tätig gewesen, eine sozialistische Bewegung in Gang zu bringen.

Heß war ein Sohn des Teiles von Deutschland, der durch die Fortgeschrittenheit seiner wirtschaftlichen Entwicklung und seiner sozia-

len Verhältnisse besonders dazu berufen war, in den Anfängen des proletarischen Emanzipationskampfes eine Hauptrolle zu spielen. Er war in den Rheinlanden geboren, und zwar in Bonn, am 21. Januar 1812. Der Vater war ein wohlhabender jüdischer Kaufmann und offenbar in der Hauptsache auf geschäftliche Interessen beschränkt. Wesentlich für die Entwicklung von Moses Heß war nun, daß er den größten Teil seiner Jugend nicht im Elternhaus verlebte, sondern bei einem durch aus andersgearteten Anverwandten. Als Moses noch ein Kind war, verlegte sein Vater den Sitz des Geschäfts nach Köln und ließ den jungen Moses oder, wie er eigentlich mit Rufnamen hieß, Moritz, in Bonn beim Großvater zurück. Dieser war zwar auch, zu Existenzzwecken, Geschäftsmann, seinen Neigungen nach aber zum theoretischen Denker geschaffen; seine Mußestunden füllte er mit Studien auf dem Gebiete jüdischer Gelehrsamkeit aus. Bei seinem Schulbesuche waren nun, als dieser zum jungen Manne heranwuchs, das theoretische Interesse zwar auch vorhanden, hier vor allem auf die moderne Philosophie, zunächst Spinoza, gerichtet; dagegen war der Geschäftssinn gleich Null. Zum Schwacher war er um so mehr verdorben, als seine hervorsteckendsten Charaktereigenschaften warme Menschenliebe und Abneigung gegen alle Ueberbortellung und Unterdrückung waren. — Er war auch nicht zu einem Brotstudium geeignet, das auf Amt und Würden hin arbeitet, als er im Alter von 18 Jahren die Universität Bonn bezog. Es war das Jahr 1830, das Jahr der Pariser Julirevolution, die nach Deutschland wenigstens insofern hinübergeschlug, als sie hier eine Menge Köpfe revolutionierte. Auch Moses Heß erfüllte sich bald außer mit gelehrtem, besonders philosophischem Wissen, auch mit revolutionären Ideen, die bei ihm nicht im bürgerlichen Gedankenkreise blieben, sondern bereits im Verlauf der 30er Jahre darüber

hinauswuchsen und sich mehr und mehr dem Sozialismus näherten. Die Bahn, die der junge Moses Heß einschlug, erschien dem Vater als schiefe Ebene. Es kam zu immer stärkerer Störung des Einvernehmens, und das Ende von Liede war, daß der alte Heß seine Hand gänzlich von dem „verlorenen Sohn“ abzog. Moses suchte sich nun auf eigene Füße zu stellen und dieses Ziel zunächst in England zu erreichen, wo er fast mittellos anlangte. Hier so wenig wie hernach in Paris blühte ihm auch nur der allerbescheidenste Glück. Die schwere Not trieb ihn schließlich wieder auf den Heimweg nach Deutschland. Zu Fuß wanderte er bis in die Nachbarschaft von Metz, wo er sich keinen anderen Rat mehr wußte, als auf einem Dorn als Lehrer unterzuschlüpfen. Schließlich kam es dann dahin, daß der „verlorene Sohn“ vom Vater noch einmal in Gnaden aufgenommen wurde. Er sollte aber nun im väterlichen Geschäft die Kaufmannschaft betreiben, ein Metier, das mit seinem Wesen so unverträglich war wie Feuer und Wasser. Auf die Dauer war denn auch seines Verbleibens im väterlichen Geschäft nicht. Es kam zu neuem Bruch zwischen Vater und Sohn. Moses wurde schließlich völlig verstoßen und enterbt.

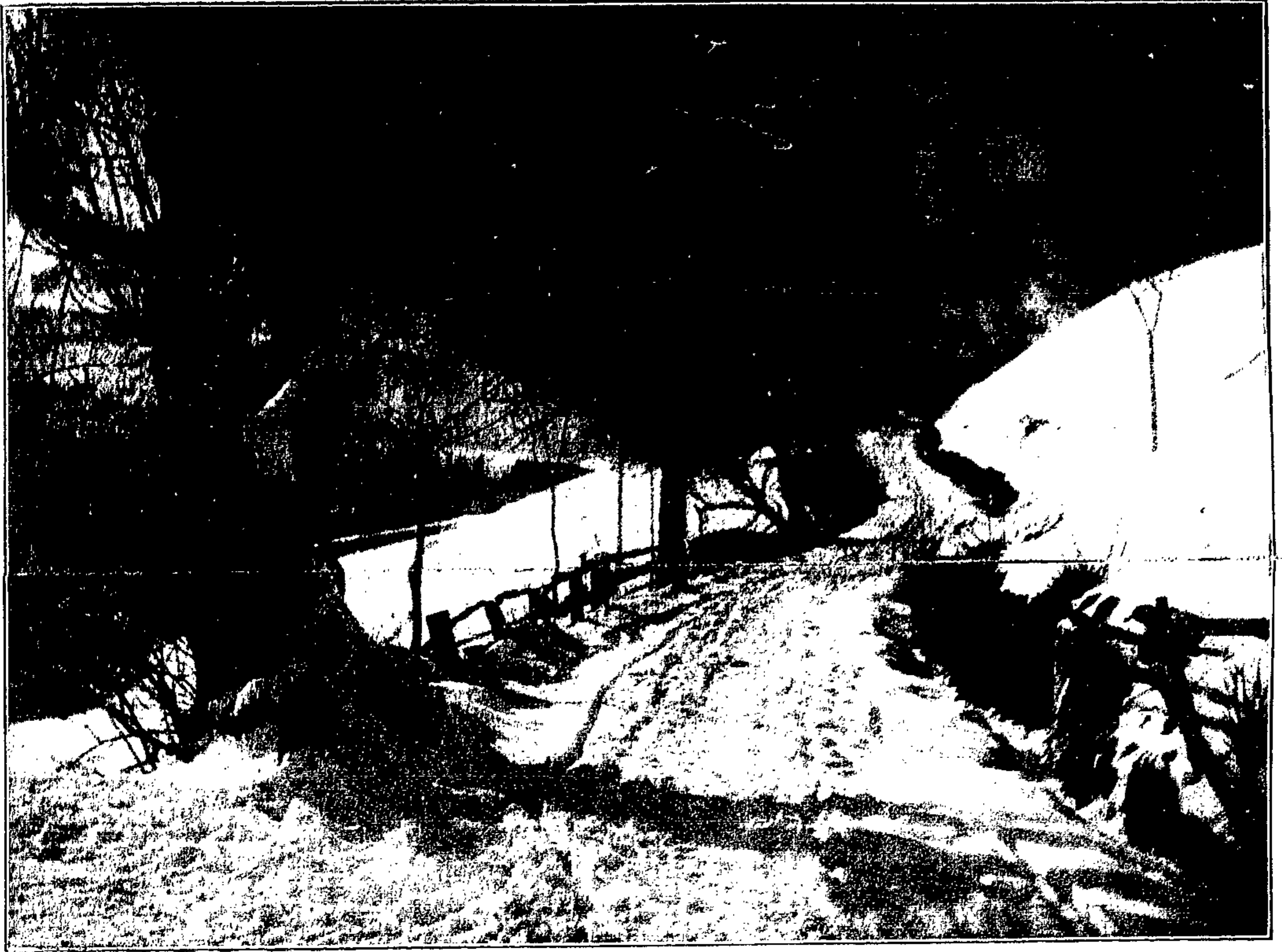
So sehr er nun auch auf lange hinaus mit dem Elend zu kämpfen hatte, ließ er sich doch nicht hindern, hinfort unbeirrt ganz und gar seinen Ideen und Idealen zu leben, für die er zunächst hauptsächlich als Schriftsteller eintrat. Sein erster literarischer Sprößling größeren Umfangs erschien im Jahre 1837 unter dem Titel: „Die heilige Geschichte der Menschheit.“ Heß führt sich darin selber als Jünger Spinozas ein. Das Buch zeigt aber außerdem den tie-

greifenden Einfluß der Hegelschen Philosophie. Es versucht vom Ausgangspunkt der reinen Idee her eine Geschichtsphilosophie zu geben, wobei denn freilich die Zeichnung der Entwicklung offenbar durch die revolutionären Triebe von Hegel beeinflusst ist. Das Bemerkenswerte an dem Buch ist denn auch, daß es bereits im Jahre 1837 sozialistische Gedanken ausdrückt, freilich in der abstrusen Sprache der deutschen Philosophie. Hegel ist aber weiterhin bestrebt, aus der metaphysischen Dunstregion auf den festen Boden der Tatsachen und der Tat zu gelangen, und bleibt zwar noch Hegelianer, ist aber Jung-Hegelianer und unter diesen als

der Redaktion angehört, dann als Korrespondent des Blattes fungiert, bis es im Mai 1843 der Zensur erlag.

Damit wurde die schicksale Existenz in Wien wieder auf den schwankenden Boden gelegentlicher Beiträge für etwelche Publikationen gestellt, die gerade auf diese oder jene Art mit den Zensurschwierigkeiten fertig wurden. Seine ernste Notlage war jetzt doppelt schwer zu tragen, weil er seit 1840 verheiratet war. Wenn er aber auch in Paris sonst keine Schöpfung erwarb, so diente der Aufenthalt doch zur Bereicherung seines geistigen Lebens. Er trat in persönliche Beziehungen zu den bekanntesten

hinaus, als Hegel jetzt stark unter dem Einfluß von Feuerbach und Bruno Bauer steht, außerdem auch von Proudhon. Andererseits ist er insofern der Tat geblieben, als seiner „Philosophie der Tat“ immer noch stark das Tatsächliche, d. h. das ökonomische Fundament fehlt, dagegen immer noch formell die Herleitung aus dem blauen Dunst der metaphysischen Spekulation anhaftet. Treu bleibt er sich aber auch darin, daß er nach wie vor ein Reich der Menschlichkeit, der Freiheit und Gleichheit will, Ideale, die nur dadurch in Wahrheit erreicht werden können, daß auch die wirtschaftlichen Gegensätze verschwinden und was das durch



Winter. Nach einer Naturaufnahme von Jean Seibertb.

erster auf dem Wege zum Sozialismus angelangt. Für seine steigende Entfernung von der ursprünglichen Hegelerei zengt die nächste größere Schrift von Hegel: „Die europäische Triarchie“, von 1841. Die Dreiherrschaft, die da gefordert wird, ist die von Frankreich, England und Deutschland, die den vereinigten Zukunftsstaat von Europa bilden sollen im Gegensatz zum zarischen Rußland, als dem Todfeinde von Freiheit und Kultur. In dieser Zeit verdiente sich Hegel auch die Sporen als Journalist. In Köln, wo er damals weilte, kam seit 1841 die „Rheinische Zeitung“ heraus, hinter der Liberale vom Schlage Camphausen standen, in deren Redaktion aber ein so radikaler Mann wie Marr dominierte. Er stand damals noch nicht auf dem Boden des Sozialismus. Dieser war vielmehr durch Moses Hess in der „Rheinischen Zeitung“ vertreten. Er hat anfangs wohl direkt

französischen Sozialisten und Kommunisten, aber auch zu bekannten deutschen Anhängern der proletarischen Sache, wie Dr. Everbeck und anderen vom Bunde der Gerechten. Kennen und schätzen lernen hat ihn auch Heinrich Heine, der seinem Hamburger Verleger Campe unseren Hegel als geeignet zum Hauptredakteur eines großen politischen Blattes mit den Worten empfahl: „Dr. Hegel ist eine der ausgezeichnetsten Federn.“ Aus diesem Projekt Heines wurde nichts. Hegel war aber an den wichtigsten oppositionellen Veröffentlichungen dieser Zeit in deutscher Sprache beteiligt, so an Herweghs „21 Bogen aus der Schweiz“, an den von Hugo und Marr herausgegebenen „Deutsch-französischen Jahrbüchern“, am Pariser „Vorwärts“. Seine Arbeiten für diese Publikationen, durchweg sozialistischer Natur, zeigen insofern eine Fortentwicklung über den früheren Standpunkt

Beseitigung des Privateigentums und Organisation der Arbeit.

Zeit dem Frühling 1841 weilte Hegel wieder auf deutschem Boden, und zwar zunächst wieder in Köln, wo er, neben mündlicher Propagierung des Sozialismus, zunächst die freie Schriftstellerei weiter betrieb. Demnächst aber kam es dahin, daß er wieder einmal als Redakteur und nun eines sozialistischen Organs tätig sein konnte, nicht in Köln, sondern in der größten Fabrikstadt von Westdeutschland, in Elberfeld-Varmen. Friedrich Engels wollte mit Hegel zusammen dieses Organ redigieren, das vor allem Material zur Verwirklichung der sozialen Zustände bringen sollte. Engels verließ Varmen aber bald, und so war Hegel von 1845 bis 1846 alleiniger Redakteur des „Gesellschaftsspiegels“, einer Monatschrift, die zur Vertretung der befristeten Volksklassen und

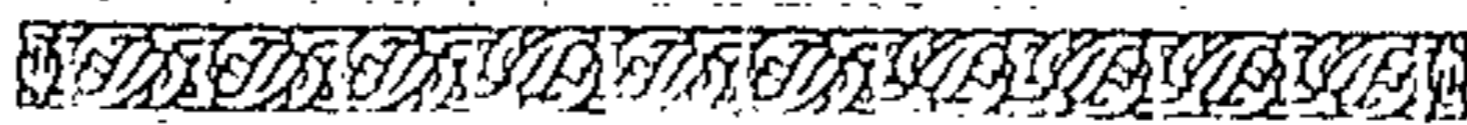
zur Beleuchtung der gesellschaftlichen Verhältnisse dienen sollte. Dieser Aufgabe das Blatt dienstbar zu machen, hat Heß vortrefflich verstanden; er machte der hohen Meinung seines von seinen journalistischen Talenten alle Ehre, und es gelang ihm vor allem auch ein weniger trockener Ton als der des philosophischen Mauderwelsch. Er wußte sich ferner gemeinverständlich zu machen gelegentlich der mündlichen Propaganda, die er bereits im Februar 1845 durch mehrere Vorträge in Elberfeld betrieb. Unter ständig wachsendem Zulauf entwickelte Heß vor einer aufmerksamen Zuhörerlichkeit die Idee, daß die Beseitigung der sozialen Uebel nur durch eine Neugestaltung der Gesellschaft auf der Grundlage des Gemeineigentums erfolgen könne. Schließlich intervenierte die Polizei und verbot Heß die Vorträge. Der Stinckel der Preßpolizei schlug auch zuletzt (Juni 1846) den „Gesellschaftsspiegel“ tot.

Heß hatte schon vorher wieder die Mitarbeit an anderen Zeitschriften aufgenommen. Eine Abhandlung über „Die Not in unserer Gesellschaft und ihre Abhilfe“ zeigt ihn zwar einerseits wieder von der schwachen Seite des philosophischen Ableitens, andererseits aber weiß er doch seine Meinung dahin sehr begrifflich zu machen, daß die Besitzlosen durch die Erringung des allgemeinen Stimmrechts zu politischer Macht gelangen und diese dazu verwenden müßten, ihre ökonomische Befreiung in die Wege zu leiten. Als denkbares Mittel dazu erschien ihm, daß die Volkvertretung Nationalwerkstätten, das heißt Produktionsgenossenschaften mit öffentlicher Unterstüßung, besetzen sollte. Er legte aber nahe, daß es wahrscheinlich nicht friedlich abgehen, sondern zur gewalttätigen Revolution kommen werde. Von seiner besten Seite zeigt sich Heß auch in einem Aufsatz, der, an Schweizer Tagesereignisse anknüpfend, seine Meinung über die Lösung der sozialen Frage äußert, und besonders darlegt, daß diese

nur vom Proletariat selbst, nicht von wohlwollenden Leuten aus den Reihen der Besitzenden zu erwarten sei. Diese spielen nur mit dem Kommunismus; zu einem ernstlichen Bruch mit dem Bestehenden bringe es nur das Proletariat. Hier wendet sich Heß auch schon entschieden von dem spezifisch philosophischen Sozialismus ab, zu dessen Vertretern man ihn rechnet. Indes war der Uebergang auf den ökonomischen Boden für ihn nicht so leicht, weil seine Kenntnisse auf diesem Gebiet zunächst noch sehr viel zu wünschen übrig ließen. Das macht sich besonders stark bemerkbar in einer Studie über das Geldwesen. Da hilft sich Heß noch auf die Art, daß er die ganze ökonomische Wissenschaft in Bausch und Bogen verwirrt und mit der Theologie in einen Topf steckt; sie kümmerge sich so wenig wie die Gottesgelahrtheit um den wirklichen Menschen. Indes mit dieser Berlegenheitsauskunft vermochte ein Mann von dem Kaliber und der Ehrlichkeit Heß sich nicht auf die Dauer zu beruhigen. Schon der „Gesellschaftsspiegel“ zeigt auf Schritt und Tritt, daß er darauf aus ist, seinen Sozialismus auf eine reale Basis zu stellen. Dabei war nun der Einfluß von Marx und Engels von allergrößter Bedeutung. Als die journalistische Arbeit immer knapper wurde, sah sich Heß zwar wieder in Not, gleichzeitig aber in die Möglichkeit versetzt, neue Studien zu treiben, die diesmal auf Vertiefung in die Ökonomie hinausliefen. Wie völlig er dem philosophischen Sozialismus unter dem Einfluß von Marx und Engels den Abschied gab, beweist ein Brief, den Heß Ende Juli 1846 an Marx schrieb: Darin erklärt er sich mit Marx' Ansichten über die kommunistische Schriftstellerei durchaus einverstanden. „So notwendig im Anfang eine Anknüpfung der kommunistischen Bestrebungen an die deutsche Ideologie war, so notwendig ist

jetzt die Begründung auf geschichtliche und ökonomische Voraussetzungen, sonst wird man weder mit den „Sozialisten“ noch mit den Gegnern aller Farbe fertig. Ich habe mich jetzt ausschließlich auf ökonomische Lektüre geworfen.“

Mit welchem Erfolge sich Heß in ökonomisch-historische Studien vertiefte, davon zeugen besonders vier Artikel von ihm aus dem Jahre 1847, die über die Folgen einer Revolution des Proletariats handeln und in der „Deutschen Rheinischen Zeitung“ erschienen. In Brüssel hatte Heß jetzt seinen Wohnsitz. Er stand in persönlicher Verbindung mit Marx und Engels und präsiidierte u. a. dem von Marx gestifteten deutschen Arbeiterverein in Brüssel. Es war die Zeit, in der die geistige Führung der



Zwei Sonette.

Meine Wünsche.

Nicht in Worte kann ich meine Wünsche kleiden,
die ich dir ins Ohr zu flüstern wage;
denn die Stimmen, die ich in mir trage,
sind der Muschelquell meiner Seligkeiten.

In dein Ohr wüßt ich sie leise flüstern,
daß kein Windhauch ihnen etwas raube.
Niedrigkeiten lauern rings im Staube,
die der Stunde Weihe uns verdüstern.

Meine Wünsche, die ich mit dir beten möchte
Haupt an Haupt, daß unser trübes Wallen
uns den Weg des Glückes weiter brächte —

Denn zu Wesenswerten brauchen wir vor allen
jene inneren tiefen Eigenmächte,
die dem verschwiegenen Schoß des Göttlichen entsallen.

Jene Stunde.

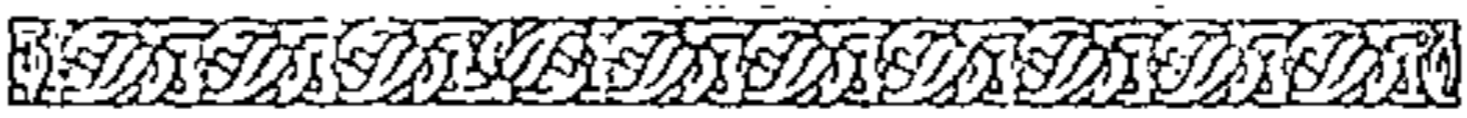
~~O jene Stunde, da ich dir begegnet,~~
~~O jene Stunde, die ich dir begegnete,~~
will ich wie einen Feiertag verehren;
wie heiße Tränen, die den Schmerz betören
O jene Stunde sei gesalbt, gesegnet.

Denn jene Stunde, da ich dir begegnet,
schuf ganze Tage mir voll Glück und Wonne —
Dein Augengruß war meinem Schicksal Sonne,
die mich für Qual und Sorgen doppelt segnet.

Und würdest du mir nie in Liebe nahen,
und würde nie ich deine Hände halten —
Das sind die Leiden, die mir oft geschahen

Durch jene Blicke ließt du mich entsalten,
wie Blüten, die ins Unnahbare sahen
und nicht erzürnen, wenn sie stumm erkalten.

Julius Zerfas.



deutschen Kommunisten an die beiden Väter des wissenschaftlichen Sozialismus überging. Die beiden verdienten Männer, die vorher für die Wortführer des deutschen Kommunismus galten, Weitling und Heß, sahen sich also in die zweite Reihe gerückt. Sie nahmen dies aber sehr verschieden auf. Während Weitling sich absolut nicht in die veränderte Situation mit Würde zu schicken wußte, trat Moses Heß selbstlos, bloß die Sache im Auge, hinter den überlegenen Geistern zurück, um unter ihrer Führung zu kämpfen. Ernstlich unangenehm berührt zeigte er sich erst, als das kommunistische Manifest 1848 zum Vorschein kam und nun auch gegen ihn wegen seines früheren philosophischen Sozialismus, den er inzwischen mit dem ökonomisch-historischen vertauscht hatte, injunstante und nicht ganz gerechte Angriffe schickte. Heß sachliche Stellungnahme hat aber auch dadurch keine Milderung erfahren. Der Ausbruch der Februarrevolution veranlaßte ihn von Brüssel nach Paris, wo er zunächst unter den deutschen Arbeitern eifrig im

sozialistischen Sinne tätig war. Auf den Boden des Vaterlandes kehrte er dann zurück, um in Baden mit der Waffe in der Hand für die Revolution zu streiten. Er war dann auch als Opfer der Standrechtsmorde anerkoren. Ein Todesurteil wurde über ihn verhängt. Aber zum Glück erwirkten ihn die Preußen nicht, sondern er fand zunächst eine Zuflucht auf dem Boden, wo er 1851 in Genf eine neue sozialistische Schrift erscheinen ließ. Taktische Meinungsverschiedenheiten hatten damals den streifenbündigen in die Gruppe um Heß und Engels und die Fraktion Willich-Zapp. Heß gehörte zu dieser auf schlenmigeren eingeschlagenen bedachten Gruppe, wobei immer noch jugendlichen Wesen auch in Betracht kam, daß er in Baden unter Willichs Führung gesuchten hatte. Das hindert ihn aber nicht, auch in diesem Schriftchen stark Marx im Allgemeinen als den „Führer der deutschen Sozialisten“ anzuerkennen. Dabei ist er auch geblieben, obwohl Marx demnächst im Zusammenhang mit dem Kärner Kommunistenprozeß gegen Heß einen scharfen und, wie man hinzufügen muß, ungerechten Angriff erhoben hat.

Die Revolutionshoffnungen, die Heß im Jahre 1851 noch unterhielt, stellten sich im Frühjahr heraus, als zu Ende des Jahres der Staatsstreich in Frankreich erfolgte, auf den Heß besonders gebaut hatte. Die Reaktionen verbrachte er größtenteils in Paris, wo bis zu Anfang der 60er Jahre hauptsächlich damit beschäftigt, durch naturwissenschaftliche Studien seine Weltanschauung auch nach dieser Seite hin ernstlich begründen. Der Regierungswechsel in Paris und die Amnestie bahnten ihm den Weg in die Heimat. 1861 ließ er sich wieder in Köln nieder, und hier vollendete er zunächst ein Buch, das nicht recht in den Rahmen seines sonstigen Lebenswerkes passen will. „König von Jerusalem“ von Moses Heß (1862) gehört nämlich zu den ersten Grundgebungen des Zionismus. Daß etwas Antisemitisches in diesem Namen auf die jüdische Herkunft lag, hebt Heß selbst mit den Worten hervor: „Vor allem ist es mein eigenes Volk, das jüdische, welches ich mehr und mehr zu fesseln anfing. Die Geister meiner unglücklichen Stammesgenossen, die mir in meiner Kindheit umschwebt, kamen wieder zum Vorschein, und längst unterdrückte Gedanken ließen sich nicht mehr abweisen. . . .“ So erklärt sich diese merkwürdige Grundgebung des jüdischen Nationalismus und sogar für eine jüdische Kolonie in Palästina. Wenn das nun auch befremden mag, so ist aber hervorzuheben, daß er auch bei seinen zionistischen Liebhabereien immer Sozialist blieb und einen scharfen Unterschied machte zwischen den jüdischen Anbetern des goldenen Kalbes, mit denen er nichts schaffen haben wollte, und jenen Anawim oder Armen, mit denen er sich allein wahrverwandte fühlte. Daß er dem Sozialismus trenn geblieben, zeigte sich dann auch 1863, als Lassalle die Fahne der Arbeiterbewegung wieder erhob. Heß den ersten, die am Rhein für die Sache eintraten, gehörte Moses Heß in Köln. Er übernahm dort das Amt eines Bevollmächtigten des Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins und war aufs eifrigste tätig nicht nur in Köln, sondern auch an anderen Stellen im Rheinland, wo er Vorträge hielt; schriftstellerisch machte er durch die „Rechte der Arbeit“ Propaganda, eine Agitationschrift, die Lassalles wärmsten Beifand, wie er denn überhaupt auf die Mitwirkung von Heß größten Wert legte und auch eine französische Uebersetzung seines „Vastier-Schulze“ aus der Feder von Heß wünschte, die dieser seit Ende 1863 wieder in Paris seinen Wohnsitz aufgeschlagen hatte.

Auch nach Lassalles Tod hat Heß von Paris aus seine literarische Tätigkeit für die deut-

Arbeiterbewegung aufs eifrigste fortgesetzt, erst als Mitarbeiter des „Sozialdemokraten“, später als Korrespondent des „Vollstaats“. Gleichzeitig aber beteiligte er sich auch an der revolutionären Bewegung seiner zweiten Heimat, Frankreichs, besonders durch eine Zeitschrift „Die hohe Finanz und das Kaiserreich“, die auch während dem Zusammenbruch vorarbeitete. Daß dieser freilich mit dem furchtbaren Unglück eines kriegerischen Zusammenstoßes zwischen Deutschland und Frankreich im Zusammenhang stand, erfüllte ihn mit dem bittersten Schmerz, und die deutschen Eroberungsabsichten erregten seinen größten Unwillen, denn er auch in einer auf belgischem Boden erschienenen Broschüre heftigen Ausdruck verlieh. Aber auch das Kriegsgelöbe beirrte ihn nicht in dem Glauben, daß der

erhabene Gedanke der Vereinigten Staaten von Europa doch dereinst zur Ausföhrung gelangen werde. Solche Artikel aus dem Jahre 1870 für den „Vollstaat“ spielten in dem Leipziger Hochverratsprozeß wider Liebknecht und Bebel eine Rolle. Sie behandelten das Thema der sozialen Revolution und sind heute besonders interessant durch eine Stelle, die beweist, wie der treffliche Mann neidlos die Größe von Karl Marx anerkannte: „Was Darwin für die Oekonomie der Natur, hat Marx für die soziale Oekonomie wissenschaftlich konstatiert. Es ist das große Verdienst dieser beiden Forscher, in Natur und Geschichte das Gesetz der fortschreitenden Entwicklung entdeckt und dasselbe auf den Kampf um die Existenz zurückzuführen zu haben.“ Nach der großen Tragödie der Pariser Kom-

mune, deren Wiederkehrung den alten Mann mit der schmerzlichen Ueberzeugung erfüllte, daß er den Tag der Freiheit nicht mehr erleben werde, konzentrierte er sich vornehmlich wieder auf naturwissenschaftliche Studien. Er blieb aber mit Leib und Seele Sozialdemokrat bis zu seinem letzten Sande. Der Verzicht eines jungen deutschen Parteigenossen über die großen Fortschritte der Bewegung im alten Vaterlande bedeutete ihm noch die größte Freude, als seine Tage schon gezählt waren. Er starb in Paris am 6. April 1877. An seinem Sarge hob einer der Vertreter der deutschen Sozialdemokratie hervor, daß sein letzter Gedanke sich um die Zukunft der Arbeit gedreht habe; er sei gestorben wie er gelebt, trennend der Sache des arbeitenden, leidenden Volkes, der Menschheit.

Mein erstes Paar Stiefel.

Skizze von August Wlodek.

In meinem Elternhause ging es mitunter recht dürftig zu. Um mich in Zeiten der allergrößten Not einen Bierspfennig zu haben, hatte sich meine Mutter einen Spartopf zugelegt, in dem hin und wieder ein abgeknappter Groschen verschwand. Auch die Kupfermünzen, die mein Bruder und ich für kleine Dienstleistungen in der Nachbarschaft verdienten, wanderten in diesen Topf.

Einmal — ich war etwa zwölf Jahre alt — warf ich ohne Wissen meiner Eltern drei blaue Markstücke in den Spartopf. Wie das zugeht, will ich hier erzählen.

In unserem Städtchen fand während der Pfingsttage ein großes Sängerefest statt. Es waren wohl gegen 2000 Säger aus der ganzen Provinz eingetroffen. Mit noch anderen Jungen begleitete ich den Festzug bis zum Schützenhause, woselbst das Fest gefeiert wurde. Zur Belohnung der vielen Gäste hatte man hier einige provisorische Stegeltische aufgeschlagen. Kaum waren wir auf dem Schilf angefangen, so rief mir jemand zu: „Du, Junge, willst Du Dir einige Groschen verdienen?“

Diese Frage war recht überflüssig, denn Proletarierjungen wollen immer etwas verdienen.

Bevor ich recht zur Besinnung kam, stand ich auf einer der Stegeltische und stellte die umgeworfenen Regeln wieder auf ihren Platz, nachdem ich mit kräftiger Stimme die Anzahl derselben ausgerufen. Ab und zu warf einer der Regler „alle Mein“, und ich durfte mir von dem glücklichen Werfer ein Zehnpfennigstück als Trinkgeld abholen.

Nachts um 12 Uhr war Schluß. Der Schützenhauswirt zahlte noch eine Mark auf das verdiente Trinkgeld drauf. So hatte ich alles in allem drei Mark, die ich mir in Silber umwechseln ließ.

Wütend und zertrümmert — ich hatte während der ganzen langen Zeit weder etwas zu essen noch zu trinken bekommen — langte ich im Hause an. Meine Eltern und Geschwister schliefen längst. Langsam ließ ich das verdiente Geld in den Spartopf gleiten und legte mich ins Bett.

Am anderen Tage gab es dann eine gelöhrige Tracht Prügel für das lange Ausbleiben.

Meine Schläge hatte ich also weg. Von dem Taler in dem Spartopf verriet ich trotzdem nichts. Ich malte mir im stillen das glückliche Gesicht aus, das meine Mutter machen würde, wenn der Spartopf geleert wurde. Und bald dachte ich nicht mehr an die ganze Geschichte. —

Mit großem patriotischen Anstrich wurde in jedem Jahre bei uns ein Schulfest gefeiert. Aus Chauvinismus hatte man dieses Fest nach dem deutsch-französischen Kriege auf den 2. Sep-

tember verlegt. Alle Jungen schmückten sich zu diesem Feste mit einer schwarz-weiß-roten Schärpe. Die Schüler der ersten Klassen erhielten sogar für diesen Tag ein Holzgewebe geliefert. Beim Aufstellen zum Festzuge verleihte mir Rektor an uns Stofarden mit dem Bildnis des Kaisers. Dann ging es im Festzuge in den Wald hinaus, wo allerlei Gewinnspiele, Ziehungen, Wettläufe, Klettern usw. stattfanden. Als Preise gab es sehr praktische Gewinne. Es waren da Messingene, Wäcker, Laidenmesser, Schuluntersuchen und als erste Gewinne wurden sogar Geldpreise verteilt.

Einige Tage vor diesem Schulfest betrat der Rektor auch unsere Klasse und machte bekannt, daß der Schulvorstand zu dem Entschlus gekommen sei, nur diejenigen Kinder zum Schulfest zuzulassen, die Schuhe oder Stiefel haben. Ich will hier gleich bemerken, daß die meisten Volksschulkinder in unserem armen Städtchen im Sommer barfuß und im Winter auf Holzspantöfeln umherliefen.

Die Bekanntmachung unseres Rektors gab mir einen Stich durchs Herz. Sollte ich doch selbst kein Schuhzeug. Und daß meine Eltern innerhalb weniger Tage für mich Stiefel kaufen würden, nur damit ich das Schulfest mitmachen konnte, war so auf wie ausgeschlossen. Betrüblich schlich ich nach Hause. Wie mir erging es vielen anderen Klassenmitgliedern.

Zu Hause erzählte ich die Geschichte und fing dabei jämmerlich zu weinen an.

„Da hilft kein Weinen, Junge. Ich kann mir das Geld für ein Paar neue Stiefel doch nicht aus den Rippen schneiden.“ sagte mein Vater. Die Mutter pflichtete ihm bei.

„Was kostet wohl ein Paar ganz billiger Stiefel?“ fragte ich so nebenbei. „Für solch einen großen Jungen kosten die Stiefel bestimmt einen Taler.“

Da fiel es mir auf einmal wie Schuppen von den Augen.

„Einen Taler nur!“ schrie ich und zeigte nach dem hölzernen Steintopf, der auf einem Gefims über der Kammode stand: „Da ist sicher mehr drin als ein Taler.“

„Ach, Junge, noch doch keine Klauen, wie soll da wohl ein Taler hineinkommen, ich hab höchstens so noch und noch eine Mark hineingeworfen.“ beteuerte die Mutter.

„Wenn aus dem Spartopf seit dem Pfingstfest nichts herausgekommnen ist, so wette ich, daß mehr drin ist, als ein Paar Stiefel kosten.“

„Unsinn, wetten.“ sagte mein Vater, „wir können den Inhalt zu Deiner Verurteilung ja gleich einmal nachzählen.“

Mutter langte den Spartopf vom Gefims und Vater nahm ein breites Brotmesser. Das

Messer wurde in die Gummiröhre des Spartopfes gesteckt und der Topf kräftig geschüttelt. Zuerst kam ein Zehnpfennigstück an Tageslicht. Das gab natürlich Anlaß zu einem allgemeinen Gelächter.

„Der Taler ist leider von stumper.“ rief ich, mein um zwei Jahre älterer Bruder.

„Silber kommt auch noch.“ antwortete ich Ungelesenheit.

Beim zweiten Versuch brachte ein Groschen aus der Gummiröhre. „Es wird schon besser.“ meinte der Vater lächelnd. „Um kann ein blaue Mark zum Vorkommen.“

Zuletzt, war das aber eine Hellerzahlung. Alle luden wir uns recht komisch an.

„Das Markstück hab ich nicht in den Topf gesteckt.“ rief meine Mutter. „Was ist das, gewiß nicht.“ rief der Vater.

Mit verdoppeltem Eifer wurde nun der Topf noch und noch geleert. Außer den drei Markstücken lagen noch etwa zwei Mark in Radel und starrer vor uns auf dem Tisch.

Alle stimmten.

Da machte mein Vater ein sehr, sehr ernstes Gesicht, packte mich an den Schragen und sagte: „Junge, Junge, das geht nicht mit rechten Dingen zu. Du weißt von der Sache. Wo hast Du das Geld her? Antworte!“

„Er hat's gewiß abgeholt!“ jammerte die Mutter und bedeckte ihr Gesicht mit den Händen.

„Pün!“ rief mein Bruder und rüdtte von mir fort.

„Kaus mit der Wahrheit, Penzel, aber sofort.“ schrie erregt mein Vater.

„Das Geld hab ich mir zu Primaten beim Sängerefest verdient.“ rief ich jetzt stolz. „Als ich am ersten Feiertag so spät nach Hause kam, hab ich von nachmittags bis nachts um zwölf Uhr im Schützenhaus Stegel aufgeschlagen. Und am anderen Tage hab ich meine Schläge dafür bekommen.“

Eine drückende Stille trat ein. Man atembte mir nicht.

„Sieh mir in die Augen, ob's wahr ist.“ schrie mein Vater, immer noch zweifelnd.

Ich tat wie mir befohlen.

„Man glaub ich Dir's.“ sagte er nach einer Weile, stand vom Stuble auf und gab mir die drei Mark mit dem Vermerken, daß ich zu einem Schuster gehen und mir sofort ein Paar Stiefel kaufen sollte.

„Und wenn Du doch lieber einmal zum Schützenwirt gehst und Dich erkundigst?“ rief die Mutter dem Vater.

„Dann gehe ich mit!“ rief ich dazwischen.

Jetzt erst war jeder Verdacht von mir genommen. Noch am selben Tage hatte ich ein Paar nagelneue Stiefel an den Füßen und dazu waren es meine ersten.

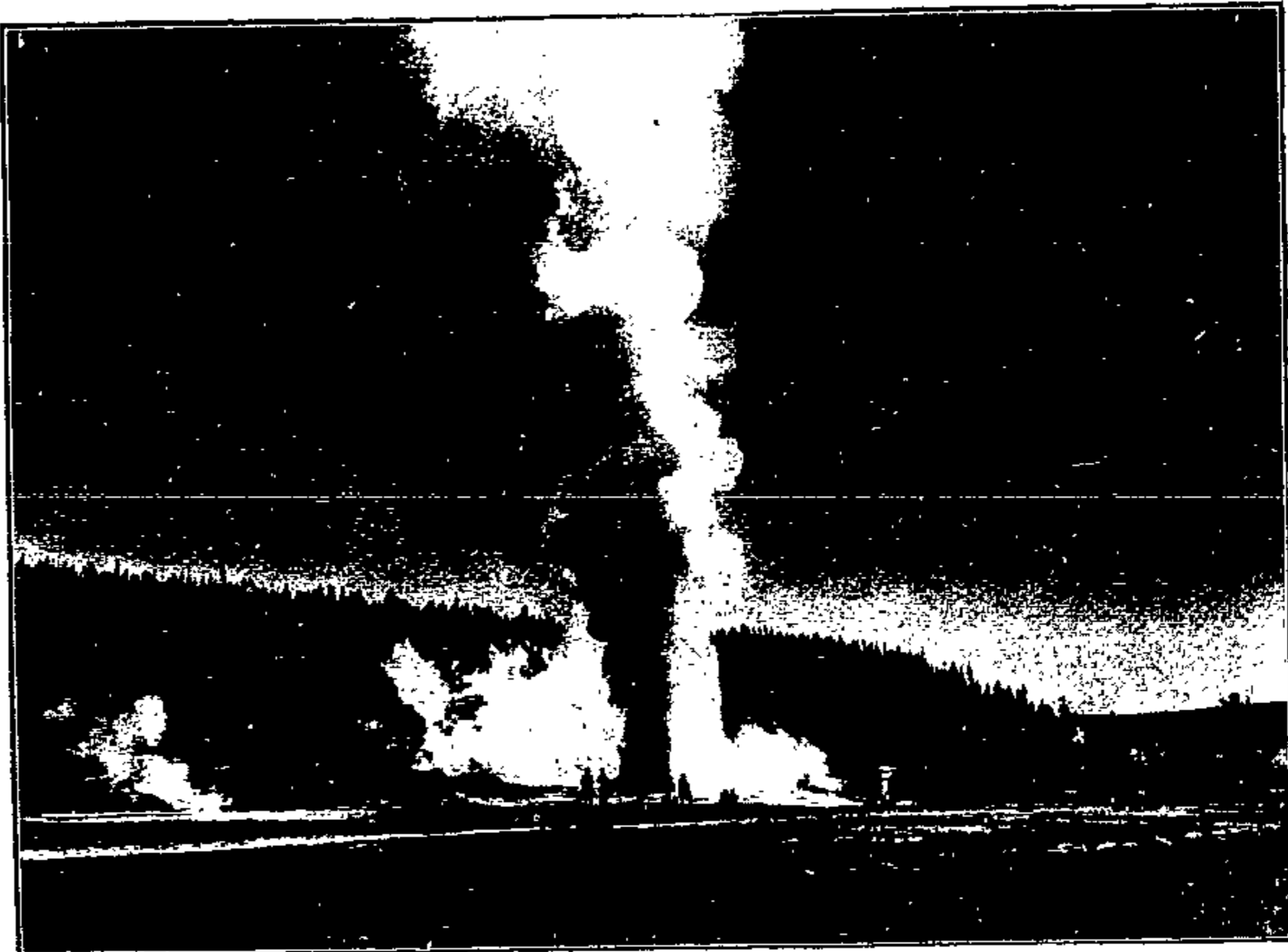
Ein Zug aus dem Leben Friedrich Wilhelms IV. Eine der berücktesten hinterlistigen Teufeleien zur Zeit der Monarchie nach dem toten Jahre ist die Entfesselung, Aufdeckung und Bestrafung des sogenannten Lademdorffschen Komplotts. Diese angebliche demokratische Verschwörung war bekanntlich ein Polizeimachwerk, unmittelbar angezettelt durch einen Lockspiegel von abgrundtiefer Gemeinheit, den Leutnant Henke. Dieser Salunko aber handelte nach den Direktiven, die er von dem Berliner Polizeipräsidenten v. Hinkeldey und dem Dr. Stieber erhielt; der letztere war auf persönliche Empfehlung des Königs Friedrich Wilhelm zu dem Zweck angestellt worden, wie der Monarch sich ausdrückt, „dem Publikum das Schauspiel eines aufgedeckten und bestrafteu Komplotts zu verschaffen“. Nachdem etliche vertrauensvolle Demokraten auf dem polizeilichen Leim gefochten und die nötigen Bomben usw. unter Henkes Anführung verfertigt worden waren, wurde alles mit großem Spektakel entdeckt, 1853 und 1854 dann auch an die gerichtliche Ausschlichtung des Komplotts gegangen. Obwohl sich nun herausstellte, daß der Hauptbelastungszeuge Henke der Hauptschuldige sei, wurden doch seine Opfer, Lademdorf und Genossen, verurteilt zu Zuchthausstrafen von 3—5 Jahren. Als so die ganze Affäre nach dem Wunsch der hochgestellten Mäcker abgeschlossen war, sollte der Erfolg noch mit einer Art Triumphzug gekrönt werden, dessen Arrangierung durch Hinkeldey und Genossen sowohl, als auch die Abnahme durch den König einen interessanten Zug zum Wille der Zeit und ihrer offiziellen Persönlichkeiten beiträgt. „Als den Unglücklichen dieses Urteils verkündet worden war,“ schreibt A. Bernstein in seinem Buch über „Die Jahre der Reaktion“, „gläubte Hinkeldey dem König einen freudigen Moment bereiten müssen. Er ließ die Wagen mit den Gefangenen einen Umweg machen, damit sie am königlichen Schlosse vorbeikämen. Und der König erschien auch am Fenster.“ Daß Friedrich Wilhelm IV. sich an dem Elend seiner Opfer weidete, ließe ihn als einen der bödsartigsten Tyrannen aller Zeiten erscheinen, wenn man nicht den milderen Umstand geltend machen dürfte, daß er ohne Zweifel schon damals nicht recht normal war. Dagegen ist kein Wort scharf genug zur Brandmarkung der hochadligen Schurken in des Königs Umgebung, die da veranlaßten oder zugaben, daß über die Opfer einer skrupellosen Politik noch Parade abgenommen wurde, ehe sie das Zuchthaus verließen.

Gehörstärkungen. Eine Folge oder eine Begleiterscheinung von Erkrankungen des Ohres sind vielfach Gehörstärkungen, die die davon Befallenen ins Ungemessene peinigern, ja bis zur Verzweiflung oder zu Wahnbildungen treiben können. Man hat bisher diesen nicht nur bedauerlichen, sondern sogar direkt gefährlichen Tatsachen wenig Beachtung geschenkt, bis in neuester Zeit ein französischer Arzt, Dr. Morage, umfangreiche Untersuchungen über dieses peinigende Uebel angestellt und Versuche zur Behebung desselben unternommen hat. Trotzdem sich die Gehörstärkungen auf die verschiedenste Weise, bald als Zischen, Rauschen, Knallen, Pfeifen, bald als Schellengeläute, Glockenklingen, Trompeten, Quaken usw. äußern, so haben sie doch, wie in einer illustrierten Abhandlung über dieses Thema in einem der letzten Hefte der Monatschrift „Arena“ (Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart) dargelegt wird, meist ein und dieselbe Ursache, sie werden hervorgerufen durch eine Verschiebung des sogenannten Steigbügelknorpels im Mittelohr, jenes Knorpels, der die Vibrationen der Ohrtrommel zum Ohrinnern hinleitet. Diese Verschiebung braucht nur den tausendsten Teil eines Millimeters zu betragen, um schon das eine oder andere Geräusch zu zeitigen. Andere Gehörstärkungen wieder entstehen durch eine Ueberreizung der Gehörsnervenzentren. Dr. Morage hat für die Behandlung und Befestigung dieser krankhaften Erscheinungen einige von ihm konstruierte Apparate mit Erfolg angewendet, darunter eine Sirene, die synthetische Töne erzeugt, sowie einen Apparat für die Anwendung elektrischer Wechselströme, und endlich wendete er für die Fälle, wo diese Apparate verlagern, eine Vibrationsmaschine des Kopfes an den Seiten- und Schläfenknochen an. Er wird im übrigen seine Untersuchungen noch fortsetzen, um zu beweisen, daß auch die gesunden Gewebe bei dem Eindruck verschiedener Geräusche ihre Lage verändern.



Dr. Ferdinand Simon.
In den ersten Tagen des neuen Jahres kam aus Zürich die Kunde vom plötzlichen Tode Dr. Simons, des Schwiegersohnes unseres August Webel. Infolge des Wisses einer in seinem Laboratorium mit Streptokokken geimpften Maus wurde er sah aus dem Leben gerissen. Der Verstorbene hat namentlich durch zahlreiche aufklärende medizinische Schriften, die hauptsächlich für die Männer und Frauen des Proletariats bestimmt waren, sich große Verdienste um die Sache der Menschheit und der Partei erworben. Dr. Simon ist fünfzig Jahre alt geworden.

In der Magelhaensstraße. Ueber die Magelhaensstraße und die Heidelandschaft warf an dem mit Wasserdunst außerordentlich stark gesättigten Herbstmorgen des Horizontes Weite eine Farbenpracht von ungewöhnlicher Schönheit. Im Glanze zarten Mattsilbers erstarrte der Sonnenball, in dessen Reflex das Schiff die Wogen



Der große Geysir im Yellowstone-Park (Vereinigte Staaten von Amerika).

eines Silberstromes zu durchfurchen schien. Südwärts zeigten lichte Stratuswolken gegen graublauen Hintergrund malvenfarbige Töne, die dem Hügelland entgegen sich mit tiefem Ultramarin fülligten. Auf der Heide mischte sich Gelb, Braun und Violett. Die Flut wechselte mit saftigem Frühlingsgrün und grauem Lauchgrün. Bei Delgada bereingt sich die Straße bis auf zwei Kilometer. Flachstrand wechselte mit einem wenige Meter hohen Steilufer ab. Die Sterilität war der ganzen Landschaft verblieben. Nach Erweiterung der

Straße zu einem seeartigen Becken folgte in zwanzig Meilen Entfernung die zweite Angostura (Enge). Ein Steinerzeichen in Gestalt einer weiß und rot gestrichenen Holzpyramide wies am Nordufer die Durchfahrt an. Doch stellten sich noch ein paar Inselchen in den Weg. . . Lotrecht steigen die fünfzig Meter der Aetna Fabel empor. Weiß schimmerten die zahlreichen Klippen, die über und über mit nickenden Seebögeln bedeckt waren. Oben wogte langes Gras im Spiel der leichten Brise. Von der Höhe grüßten erst die Gebände einer Signal- und Rettungsstation herab. Tangmassen, schwimmenden Wiesen gleich, durchsehten die Flut und drängten sich so dicht zusammen, daß sie den Bögeln zum Ausruhe- und Fangplatz dienen konnten. Mit schlagenden Schwingen kreuzten Entenvögel in Schwärmen von Hunderten das Schiff. Den Uferändern entlang war der keilförmige Zug der Magelhaens-Gans zu bemerken. Auch die Flut gewährte das Bild der belebten Schöpfung. Scharen von weiß- und schwarzgestreiften Delfinen sprangen im Marschtempo aus dem Wasser, um rasch mit schallendem Schall zu verschwinden. Bald kamen sie wieder zum Vorschein und trieben sich im Pfeilschusse spielend am Bug des Schiffes umher.

Wir entnehmen diese lebendige Naturschilderung einem kürzlich bei D. Reimer in Berlin erschienenen, reich illustrierten Werke: „In Chile, Patagonien und auf Feuerland“ (Preis 8 Mk.), in welchem der Verleger Dr. Siegfried Venigius seine Erfahrungen und Eindrücke über die unwirklichsten und unbelanntesten Teile Südamerikas niedergelegt hat. Eingehend ist der geschichtliche Teil behandelt. Instruktive Bildertafeln belehren über Fauna und Flora. Das ethnologische und geographische kommt in dem Buche gegenüber der Schilderung der wirtschaftlichen Verhältnisse und den Misch- und Ausblicken auf die Kolonisierung der betreffenden Länder freilich ein wenig zu kurz. Aber die Darstellung leidet darunter nicht; sie ist flott und fesselnd und macht das hübsche Werk, dem der Verlag in anerkannter Weise eine gediegene Ausstattung hat zuteil werden lassen, interessant, belehrend und lesenswert.

Berlin vor einem halben Jahrhundert. Es ist bekannt, daß die preussische Hauptstadt vor dem deutsch-französischen Kriege an ihrer heutigen Größe und Bedeutung gemessen nichts mehr und nichts weniger als eine etwas „angeschwollene“ ostelbische Provinzialstadt war. Ein guter Augenzeuge dokumentiert das. Im zweiten Teile seiner an persönlichen und kulturgeschichtlichen Details überreichen Memoiren („Aus meinem Leben“, Stuttgart J. G. W. Metz Nachf. Pr. Brosch. 2,50 Mk.; geb. 3 Mk.) erzählt August Webel, daß er gegen Schluß der ersten Reichstagsession seine Frau nach Berlin habe kommen lassen, um ihr die Stadt zu zeigen. „Das damalige Berlin kann sich mit dem heutigen in nichts vergleichen. Die schmudlosen Fassaden der Häuser an den langen geraden Straßen ließen es langweilig und eintönig erscheinen. Die Häuser standen gleichmäßig nebeneinander wie ein Regiment Soldaten, aber ohne anregende Farbe. Der Verkehr war im Vergleich zu heute gering. Ab und zu humpelte ein Omnibus mit zwei müden Gänlen über das Pflaster. Droschken sah man selten, deren Benutzung war dem Berliner jener Zeit zu teuer. Das einzige moderne Verkehrsmittel war die Pferdebahn, die vom Kupfergraben nach Charlottenburg führte. Mit den hygienischen Zuständen war es übel bestellt. Eine Kanalisation war noch nicht vorhanden. In den Minusteilen, die längs der Bürgersteige hinliefen, sammelten sich die Abwässer der Häuser und verbreiteten an warmen Tagen mephitische Gerüche. Bedürfnisaufstalten auf den Straßen oder Plätzen gab es nicht. Fremde und namentlich Frauen gerieten in Verzweiflung, bedurften sie einer solchen. In den Häusern selbst waren diese Einrichtungen meist unglaublich primitiv. Eines Abends besuchte ich mit meiner Frau das königliche Schauspielhaus. Ich war entsetzt, als ich in einem Zwischenakt in den Raum trat, der für die Befriedigung kleiner Bedürfnisse der Männer bestimmt war. Mitten in dem Raum stand ein Niefenbottich, längs den Wänden standen einige Duzend Pots de chambre, von denen man den benutzen höchst eigenhändig in den großen Kommunebottich zu entleeren hatte. Es war recht gemüßlich und ganz demokratisch.“